zur Zeit geschwächt ist durch Detachirungen, die sich den anrückenden Engländern im Westen und Süden entgegengestellt haben. Die von Westen anrückende englische Abtheilung war nach einer Reuterweidung aus Rosendal vom 15. d. (über Reddersburg) bis zum Abgang der Depesche erst 27 km östlich der Eisenbahn vorgedrungen und vermuthete den Gegner in ihrer Nähe, ohne jedoch einen Angriff von ihm zu erwarten. Diese Marschleistung beträgt erst etwa den vierten Theil der Entfernung des Ortes Wepener von der Eisenbahn, die in der Luftlinie rund 100 km mißt. Es scheint also, daß die Division, die von Bethanie, wie es jetzt heißt, unter Chermside abgegangen ist, sehr vorsichtig vorrückt, wenn man nicht annehmen will, daß sie schon den Widerstand boerischer Detachements zu fühlen hat.

Die von Süden kommende Ersatztruppe unter Brabant, der sein Hauptquartier wieder nach Rouxville verlegt hat, hat eine kürzere Anmarschlinie, etwa 80 km, ist aber zweifellos schon mit den Boeren in Fühlung getreten, denn ihre südlichen Vorposten räumten Rouxville erst beim Nahen Brabant's. Außerdem wird aus Pretoria vom 18. April vom „Reuter" gemeldet, Commandant Fronemann berichte, er habe am 14. April 400 Mann über den Oranje-Fluß in der Richtung auf Aliwal gejagt, mehrere Gefangene gemacht und Wagen und Vieh erbeutet. Die Brücke bei Bethulie sei in die Luft gesprengt, es solle aber eine neue provisorische Brücke Ende dieser Woche eröffnet werden. Bei Smithfield und Rouxville sollen Gefechte stattgefunden haben. Die Boeren erwarten also die südlichen Entsatztruppen der Engländer auf den beiden Hauptstraßen Smithfield-De Wets Dorp und Rouxville-Wepener, die beide in etwa gleicher Entfernung vom Caledon, die eine östlich, die andere westlich, nach Norden laufen. Bei dieser Sachlage und der inzwischen verstrichenen Zeit — Chermside verließ Bethanie am 13., Brabant besetzte Rouxville am 15. — ist der Gedanke nicht abzuweisen, daß die Gegner im Osten und Süden von Wepener bereits Fühlung genommen haben.

Ueber den leitenden Gedanken des neuerlichen Vordringens der Boeren in den Süden des Freistaates spricht Winston Churchill, der sympathischste und zuverlässigste der englischen Berichterstatter, eine neue Vermuthung aus. Bisher war man der Meinung, daß die Boeren mit ihrem Vordringen in den südlichen Freistaat nur die neue Taktik des kleinen Krieges eröffnet hätten. Gewiß ist das auch der Fall. Aber sie verfolgen zugleich noch andere Ziele. Zunächst die Sammlung der der nationalen Sache abtrünnig gewordenen Freistaatboeren, die besonders in dem westlichen Theile des Landes zu sitzen scheinen. Diese Sammlung ist, wie von englischer Seite zugegeben wird, mit großer Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß die einzelnen Boerencommandos wieder zu stattlicher Kopfzahl angewachsen sind. Die Operationen im Süden hatten aber noch einen anderen Zweck, auf den jetzt Churchill hinweist. Ausgehend von einer Demonstration der nördlich von Bloemfontein bei Brandfort stehenden Boeren gegen General Tuckers Stellung bei Karee, die am 15. stattgefunden hat, bezeichnet er als Zweck dieser Demonstration, das Anrücken eines gewaltigen Proviantzuges zu decken. Man erinnert sich hierbei, bemerkt die „Köln. Ztg.", daß vor einigen Wochen, als die Thätigkeit der Boeren hier im Norden und Osten von Bloemfontein wieder einsetzte, ein in südlicher Richtung sich bewegender großer Wagenzug von Bloemfontein aus gemeldet wurde. Beide Wagenzüge sind offenbar identisch: damals zog er leer nach Süden, nunmehr ist er mit der noch zu rettenden Ernte des Jahres heimgekehrt. Winston Churchill glaubt, daß gerade der südwestliche Theil des Freistaates der fruchtbarste sei. Wenn das auch nicht zutreffen sollte und z. B. der Umstand, daß die Boeren in den südöstlichen Theil nicht vorgedrungen sind, genügend dadurch erklärt ist, daß sie hier auf beiden Flanken zwischen den Eisenbahnlinien bedroht gewesen wären, so ist doch immerhin so viel sicher, daß es ihnen gelungen ist, trotz englischer Besetzung sich die Früchte ihres Fleißes wenigstens zum großen Theile zu sichern. Und dieser unzweifelhafte Erfolg ist zugleich wieder ein Mißerfolg der Engländer. Die Gegner im Kriege bekämpfen sich mit allen Mitteln; bei der abgeschlossenen Lage der Boerenrepubliken ist gerade die Absperrung der Zufuhr eine sehr gefährliche Waffe in den Händen der Engländer. Lord Roberts hat hier in der unmittelbaren Nähe seines Hauptquartiers von ihr keinen Gebrauch gemacht, während er es so leicht hatte, wenn er nur für eine genügende Besetzung des Landes gesorgt hätte. Daran hat er es aber nicht nur fehlen lassen, sondern er hat auch obendrein die vorhandene Besetzungsarmee durch die Heranziehung Clements' nach Bloemfontein noch geschwächt.

Folgende Meldungen sind noch zu verzeichnen:

* **London**, 18. April. „Evening Standard" meldet, General Warren sei abberufen worden. Das Kriegsamt lehnt es ab, hierüber Auskunft zu geben.

* **Capstadt**, 18. April. Das Anerbieten Transvaals an Portugal, diesem die Summe, die es nach dem Delagoa-Schiedsspruch zu zahlen hat, zu leihen, wurde mit Dank abgelehnt. — Die Regierung von Transvaal beabsichtigt, gegen die Deportation der Gefangenen nach St. Helena Protest einzulegen. — Der Staatssekretär des Auswärtigen der Südafrikanischen Republik Reitz erklärte einem Berichterstatter, die Regierung habe keinen Entschluß bezüglich der Zerstörung der Minen gefaßt.

Wie die Wendung der Kriegslage im Boerenlande aufgenommen wurde.

Nachdruck verboten.

W. K. **Johannesburg**, 12. März. Es waren Tage ängstlicher Ungewißheit, eine kurze, unheimliche Zeit, die zwischen den ersten, dunklen Gerüchten und der jetzt herrschenden Gewißheit lagen. Die bis dahin von den Boeren erzielten Erfolge hatten in Verbindung mit dem Vertrauen in die gerechte Sache zur nothwendigen Folge, daß alle Nachrichten mit dem größten Mißtrauen aufgenommen wurden, wenn hielt die Ereignisse einfach für unmöglich, so stark war das Vertrauen zu der Stärke der Boeren, daß, als nach und nach die Wahrheit bekannt wurde, nicht etwa Bestürzung über die erlittenen Verluste an Mannschaften, Kriegsmaterial und Stellungen sich zu erkennen gab, sondern nur Enttäuschung und neugetheiltes Bedauern. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Entsetzung der beiden belagerten Städte für die Boeren zwei der schönsten Wünsche und Hoffnungen, abgesehen von dem Besitz der Städte, zu nichte geworden sind, die Hoffnung, aus dem Schein Dr. Jameson, auf der Diamantenstadt Rhodes nach Pretoria bringen zu können. Die enttäuschte Hoffnung hat für eine kurze Spanne Zeit die Entschlossenheit zum Kampf herabgesetzt. Und noch eine sieht die Entschlossenheit der Boeren, welche nun schon seit fünf Monaten ihr Leben für die Freiheit des Landes aufs Spiel setzen, herab: es ist nach den Ereignissen der letzten Zeit fast zur Gewißheit geworden, daß sich in ihren Reihen sowohl auf dem Schlachtfelde, als auch im Lande Verräther gefunden haben; ob es ihre eigenen Leute oder Ausländer sind, hier und dort, ist nicht bekannt geworden; aber vorhanden ist die verachtenswerthe Gesellschaft. Die Regierung muß Alles thun, um das Land und die Truppen von diesen Elementen zu säubern, so schnell als möglich, wenn sie siegreich bleiben will. In Pretoria gelingt es drei englischen Officieren, aus der Gefangenschaft zu entweichen, nachdem die Drähte der elektrischen Anlage durchschnitten sind, und es gelingt nicht, sie wieder zu fangen; beim Bekanntwerden von den Mißerfolgen der Boeren fließt dort bei einem Diner der Sect in Strömen, und in der Belagerung von Ladysmith wird eines der großartigst angelegten Belagerungsmittel kurz vor der Fertigstellung, wie es scheint durch Verrath, vereitelt.

Die Zeit der Depression war aber nur kurz, und die alte Spannkraft hat sich bald wiedergefunden. Nach den Berathungen der Präsidenten mit den Mitgliedern der beiderseitigen Regierungen und den damit verbundenen Besuchen, namentlich des alten Präsidenten Krüger bei den verschiedenen Lagern ist neues Leben, neue Opferwilligkeit unter den Boeren aufgetreten; Freiwillige schließen sich in erhöhter Zahl wieder den verbündeten Truppen an und tragen dazu bei, in Verbindung mit den aus der immer noch großen Zahl von Reserven commandirten Mannschaften die Lücken auszufüllen, welche die Ereignisse der letzten Wochen in den Reihen der Alliirten geschlagen haben.

Wie sich nun die Dinge entwickeln mögen, überraschend wirkt die außerordentliche Ruhe, man könnte sagen Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung. Johannesburg erwacht zu neuem Leben; wo immer sich eine Gelegenheit darbietet, werden auch die kleineren Geschäfte wieder geöffnet — die großen haben stets ihren Handel fortgesetzt —, ganz besonders wächst aber von Woche zu Woche der offene Handel auf dem Markt. Er bietet ein Bild, wie man es in ruhigen Zeiten zu sehen gewohnt war, nur bunter. Die Besucher des Marktes sind in erster Linie Boerenfrauen, und diese haben, soweit sie nicht durch den Verlust eines Verwandten oder Angehörigen zur Anlegung von Trauerkleidern gezwungen sind, eine ausgesprochene Neigung zu bunten Kleidungsstücken mit leuchtenden Farben, und dieser Neigung huldigen sie nicht selten unter Beiseitestellung aller Gesetze über die Harmonie der Farben. Uebrigens sollen einzelne Frauen und Töchter im Anlegen von Trauerkleidern etwas zu weit gehen; Verwandte sehr entfernten Grades werden betrauert durch solche, welche nach europäischen Begriffen nicht verwandt sind; es soll vorgekommen sein, daß Trauerkleider angelegt sind in Fällen, in denen ein Bräutigam oder Vater ein Kriegsgefangener geworden ist. Daher darf man durchaus nicht aus der Anzahl der Trauerkleider auf besonders hohe Verluste schließen. Auch die Sprache hat das Leben auf dem Marktplatze zu Johannesburg verändert, man spricht holländisch und wer es nicht kann, versucht es durch Verunstaltung dessen, was er aufgefangen hat von der Taal mit Englisch und der Kaffernsprache; einen wesentlichen Vorsprung haben die Deutschen, welche irgend ein Plattdeutsch sprechen. Zu besonders erstaunlichen Leistungen bringen es die vielsprachigen Australier; sie rufen ihre Waaren jetzt in holländischer Sprache aus mit demselben staunenerregenden Wortschatz, gerade wie es noch bis vor wenigen Monaten mit den Englischen ähnlich der Fall war.

Die Armee der specialen Polizeidiener ist reorganisirt und durch Commandirte auch numerisch wesentlich vergrößert worden. Eine große Anzahl der außerberuflichen Polizeidiener verweigerte den Dienst, da das Gesetz, auf Grund dessen sie zu diesem Dienst herangezogen waren, keine Rechtskraft hatte, weil es nicht im „Staatsanzeiger" veröffentlicht war; jetzt ist dieses geschehen und Jeder muß. Es war kein glücklicher Griff, ein solches Gesetz ins Leben zu rufen; was sonst Hunderte als Freiwillige im Bewußtsein zum Wohle des Staates und der Gemeinde zu wirken mit Freuden gethan hätten, dazu sind sie unter gegenwärtigen Umständen durch das Gesetz gezwungen, und der Zwang, das Müssen, macht keine Freude. Man kommt als Doppelposten mit Menschen zusammen, denen man im Verkehr vollständig fern bleiben würde, der Gebildetere muß den Weisungen eines Ungebildeten folgen, und was das Schlimmste ist und am meisten dazu beiträgt, den Wachdienst zu einer Quelle äußerster Mißstimmung zu machen, ist der Umstand, daß so Viele sich an Polizeidiensten vorbeizudrücken wissen und gerade Solche, welche am meisten Interesse daran haben sollten, Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Die Leute dieser Polizeitruppe erhalten keine Bezahlung, in Ausnahmefällen Unterstützung an Lebensmitteln; viele von ihnen gehen am Tage geregelten Erwerbe nach und müssen dann in der Nacht Wachdienste thun; ermüdet, mißmuthig und in vielen Fällen uninteressirt erledigen sie sich der lästigen Pflicht und im Allgemeinen wird recht wenig durch die Polizeitruppe erreicht; im Gerichtshof unterliegt die Beweiskraft ihres Dilettantenberufes meistens den Ausflüchten eines geriebenen Gaunerthums, und Mancher wird nach diesen Erfahrungen sagen, daß der Beruf eines Polizisten doch nicht so einfach ist und man oft besser thut, etwas nicht zu sehen. Uebrigens macht auch ein gewisses Streberthum übereifriger Sergeanten, Corporale und wie die Würdenträger oft heißen, böses Blut; man merkt die Absicht und wird verstimmt. Neben diesen Bestimmungen über den Polizeidienst werden auch andere Beschränkungen stellenweise unangenehm empfunden, so das Verbot des Verkaufes von Spirituosen, das Verbot des Radfahrens und Fahrvorschriften zum Reisen auf der Bahn. Wer heute Whisky kaufen will, bedarf dazu einer ärztlichen Bescheinigung, eine solche kostet mindestens 10 ℳ, und wenn man sich durch Krankheit solche Getränke, deren mäßiger Genuß in diesem Klima von allergrößtem Werthe für die Gesundheit ist, verschafft, so ist es zu spät; und die Gefahr, welche durch die plötzliche Entziehung dieses werthvollen Getränkes zum Schutze gegen die Gefahren des schlechten Trinkwassers (Dysenterie, Fieber) entsteht, sollte nicht unterschätzt werden. Hunderte empfinden auch dieses Verbot als einen lästigen Eingriff in Fragen ihres persönlichen Gutdünkens, würden aber einer Tage und einer wohlwollenden Controle in dieser Beziehung gern, wie in anderen Dingen, sich unterwerfen, und so lange die Beschränkungen bestehen, sollte auch hier jeder mit dem gleichen Scheffel gemessen erhalten bekommen.

„Söldner".

Es ist eigenthümlich, daß noch jetzt bei Besprechung des Todes des Oberst de Villebois Mareuil englische Fachzeitschriften, wie die „Army and Navy Gazette" die Ausländer, die auf Seiten der Boeren kämpfen, mit „Söldner" bezeichnet. Es kann der englischen Nation doch nicht verborgen sein, daß die gegen die englischen Heere kämpfenden Skandinavier, Deutschen, Franzosen und Amerikaner dies nicht aus Gewinnsucht wegen hohen Soldes thun, sondern, weil sie der Ansicht sind, daß das Recht auf Seiten der südafrikanischen Republiken sei. Wenn irgend eine Truppe oder Armee eine Söldnertruppe ist, so ist es gerade das stehende englische Heer. Seine Angehörigen, mit Ausnahme der sportliebenden Officiere, dienen um Sold und verkaufen nach englischer, geschmackvoller Ausdrucksweise ihren Muth und Körper für einen Schilling den Tag. Tommy Atkins, der englische Landsoldat, ist allerdings jetzt allmählich in der Achtung der englischen Bürger gestiegen; in ruhigen Zeiten stand er darin so tief, daß er in Uniform in vielen Gastwirthschaften nichts verabfolgt erhielt. Auch jetzt hält es die vorerwähnte Zeitschrift am 7. April noch für nöthig, besonders bekannt zu geben, daß, wenn irgend ein Gastwirth verweigern sollte, Soldaten in Uniform zu bedienen, dies sofort mit eingehendem Bericht an den ältesten Districtsofficier gemeldet werden würde.

Depeschenkosten.

Eine Vorstellung von der Höhe der Kosten, welche den Londoner großen Tageszeitungen durch den Berichterstatterdienst im südafrikanischen Kriege erwachsen, kann man sich aus den Bemerkungen machen, welche Lord Glenesk, der Besitzer der „Morning Post", gelegentlich der Versammlung der Newsvendor Institution fallen ließ. Für eine Depesche z. B., die Entsetzung Ladysmith betreffend, wurden 300 £ (7200 ℳ) bezahlt. Ferner hat die Morning Post acht Correspondenten in Südafrika als Kriegsberichterstatter, welche unterhalten werden müssen, ebenso deren Diener und Pferde. Unter diesen Umständen ist die Prosperität, welche das englische Kriegsministerium vornehmen läßt, außerordentlich beeinträchtigend; sie hat sich genöthigt zu einem öffentlichen Scandal ausgewachsen, gegen den die Zeitungen vorzugehen entschlossen sind. Wie das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz mittheilt, hat die „Daily Mail" ihren Protest durch Unterlegen vor Augen geführt, nach denen ganze Artikel ihrer Correspondenten beschlagnahmt sind; andere Briefe wurden geöffnet und die Einlagen daraus entfernt, in welchen die britische Artillerie etwas unsanft mitgenommen wurde. Trotzdem wagen die Londoner Zeitungsverleger ganze Vermögen — für eine Depesche.

Deutsches Reich.

†† **Berlin**, 18. April. (Kinderschutz.) Die Mittheilung, daß, nachdem die von der Reichsverwaltung veranstaltete Erhebung über die Beschäftigung schulpflichtiger Kinder in gewerblichen Anlagen zu Ende geführt ist, von einigen Regierungspräsidenten Polizeiverordnungen behufs Vorbeugung der mit dieser Beschäftigung verbundenen gesundheitlichen Gefahren geplant sei, wird von einigen Seiten so aufgefaßt, als ob es sich hier um ein ganz neues Princip des Arbeiterschutzes handele. Das ist keineswegs der Fall. In der Gewerbeordnung, wie sie bis zum Jahre 1891 bestand, war der Kinderschutz bereits vorgesehen. Danach durften Kinder unter zwölf Jahren nicht beschäftigt werden und die Beschäftigung von Kindern unter vierzehn Jahren durfte die Dauer von sechs Stunden täglich nicht überschreiten. Auch war für den regelmäßigen Besuch der Schule Vorkehrung getroffen. In der Gewerbeordnungsnovelle vom Jahre 1891 wurde dieser Schutz noch weiter ausgedehnt, ja soweit als möglich, denn es wurde die Beschäftigung schulpflichtiger Kinder unter 14 Jahren überhaupt verboten. Allerdings bezogen und beziehen sich alle diese Vorschriften nur auf die Fabriken, die übrigen gewerblichen Anlagen sind davon ausgenommen. Während sonach in den Fabriken nur noch wenige unter 14 Jahre alte Personen beschäftigt werden und Deutschland in dieser Richtung bezüglich des Schutzes der schulpflichtigen Kinder nicht weiter gehen kann, haben sich in anderen gewerblichen Anlagen Mißstände in der Beschäftigung der Kinder ergeben, die eine Abhilfe nothwendig machen. Nachdem die deutsche Industrie dem Verbote der Kinderarbeit Anfang der neunziger Jahre ihre Zustimmung gegeben hat, ist es selbstverständlich, daß sie auch mit allen zweckmäßigen, auf die Erhaltung der Gesundheit der Kinder bei der Beschäftigung in anderen Gewerben abzielenden Verordnungen einverstanden ist. Es wird denn auch schon gemeldet, daß diejenigen industriellen Vereinigungen, welche von den Regierungspräsidenten zur Begutachtung der geplanten Polizeiverordnungen aufgefordert wurden, nichts dagegen einzuwenden hatten. Es wird also künftig auch in anderen gewerblichen Anlagen die Kinderbeschäftigung einer gewissen Ordnung unterzogen. Zu wünschen ist nur, daß die Ueberwachung der Durchführung der Anordnungen möglichst lückenlos erfolgen kann.

* **Berlin**, 18. April. (Das Bürgerliche Gesetzbuch und das Spielen in auswärtigen Lotterien.) Die Entscheidung des höchsten preußischen Strafgerichtshofes über die Frage, ob das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich das Verbot des Spielens in auswärtigen Lotterien beseitigt hat, ist nunmehr ergangen. Es lagen die Revisionen in drei Lotterieprocessen vor, in denen die Urtheile der Berufungs-Strafkammern in diesem Jahre, also zur Zeit der Geltung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, ergangen sind. Zur Begründung der Revisionen war geltend gemacht, daß durch § 763 des Bürgerlichen Gesetzbuchs das Gesetz vom 29. Juli 1885 aufgehoben worden sei. Denn, wenn der gedachte Paragraph vorschreibe, daß Verträge aus staatlich genehmigten Lotterien verbindlich sind, so habe darnach die Civilgerichte zur Erfüllung derselben verurtheilen müssen, so könne diese Erfüllung unmöglich eine rechtswidrige strafbare Handlung darstellen. In Uebereinstimmung mit dem Antrage des Vertreters der Oberstaatsanwaltschaft erkannte der Strafsenat des Kammergerichts auf Zurückweisung der Revisionen und begründete diese wichtige Entscheidung im Wesentlichen wie folgt: Es sei zwar von dem Gesichtspuncte aus, daß das Bürgerliche Gesetzbuch möglichst ein einheitliches Recht für das deutsche Reich schaffen sollte, anzunehmen, § 763 sei dahin zu verstehen, daß die Genehmigung des Einzelstaates dem Lotterievertrage civilrechtliche Verbindlichkeit für das ganze Reichsgebiet verleihe, diese Auslegung stehe aber der Giltigkeit des preußischen Lotteriegesetzes nicht entgegen. Denn nach § 134 des B.-G.-B. sei ein Rechtsgeschäft, das gegen ein gesetzliches Verbot verstößt, nur nichtig, wenn sich nicht aus dem Gesetz ein Anderes ergebe. Das Spielen in außerpreußischen Lotterien sei an sich nichts Unsittliches, da sonst Preußen nicht selbst eine Lotterie veranstaltet hätte, das Verbot sei eine bloße Finanzmaßregel. Dieser stehe die civilrechtliche Verbindlichkeit des Lotterievertrages nicht entgegen, vielmehr bleibe das Strafverbot neben derselben ganz gut bestehen.

* **Berlin**, 18. April. Im Berliner Dachdeckergewerbe droht ein ernster Streik auszubrechen. Vor einer Woche haben die Arbeitnehmer einer größeren Firma (Wernicke) wegen Lohnstreitigkeiten die Arbeit niedergelegt; das geschah entsprechend einem früheren Beschluß einer Gehilfenversammlung, wonach durch theilweise Ausstandserklärungen die Forderung der Lohnerhöhung von 55 auf 60 Pfennig für die Stunde durchgeführt werden sollte. Späterhin wurden bei weiteren drei größeren Dachdeckergeschäften Lohnforderungen gestellt und nach dem Osterfest, nachdem diese nicht bewilligt wurden, die Arbeit eingestellt. Die Zahl der Ausständigen beträgt z. Z. über hundert Mann. Am Mittwoch Abend waren die Dachdeckergesellen zahlreich im Englischen Garten, Alexanderstraße, versammelt, um über das weitere Vorgehen zu berathen. Nach Mittheilung des Vertrauensmannes hat eine Meisterversammlung beschlossen, falls am Mittwoch die Arbeit bei den vier gesperrten Geschäften nicht allgemein wieder aufgenommen wird, sämmtliche Betriebe einzustellen, d. h. alle Gesellen zu entlassen bezw. die Generalaussperrung zu erklären; die Meister haben sich zu diesem Schritte unterschriftlich verpflichtet. Der Lohncommission ist von diesem Schritte durch ein Schreiben Mittheilung gemacht worden. Nach langer Aussprache, wobei auch die Frage der Erklärung des allgemeinen Ausstandes erörtert wurde, jedoch wenig Anklang fand, wurde beschlossen, den theilweisen Ausstand aufrecht zu erhalten und die allgemeine Entlassung abzuwarten.

— Nach einer Meldung der „N. Fr. Presse" entstand bei Kaiser Franz Joseph der Plan, dem Berliner Kaiserhofe einen Besuch abzustatten, erst in jüngster Zeit. Kaiser

---

sprechen", fuhr sie, ihm wieder fest ins Auge blickend, mit plötzlicher Aufrichtigkeit fort. „Ich glaubte, wir würden hier ungestörter sein als im Hotel. Doch ist dies wohl ein beliebter Spaziergang, so daß jeden Augenblick ein paar schmachtende Pärchen zu uns heraufkommen könnten. Zudem fühlt man sich hier wie in einer Kirche", sagte sie, leicht zusammenschauernd, und warf einen Blick in das dichte Gezweig hinauf, das sich über ihnen zu einer hohen Kuppel wölbte; es ist Alles so frei und öffentlich, da wagt man kein lautes Wort zu sprechen. Giebt es nicht einen etwas abgelegeneren Ort, wo man sich hinsetzen könnte, ohne daß man ganz schmutzig und harzig wird?" Dabei stocherte sie mit dem Sonnenschirm in dem schwarzen Erdreich zu ihren Füßen, das sich mit den Kiefernadeln mischte, die den Boden bedeckten.

Barker's Augen funkelten. „Ich kenne jeden Fußbreit auf diesem Hügel", sagte er, „und wenn Sie mir folgen wollen, führe ich Sie zu dem reizendsten Plätzchen, von dem Sie sich je haben träumen lassen. Es ist eine alte, von den Indianern entdeckte, jetzt längst vergessene Quelle; ich glaube, außer mir und den Vögeln weiß sie Niemand mehr zu finden. Sie ist kaum zehn Minuten weit — nur fürchte ich, wird der Weg dahin etwas rauh und staubig sein", setzte er mit einem Blick auf ihre zierlichen, brongirten Schnallenschuhe und seidenen Strümpfe zögernd hinzu.

Frau Hornburg behauptete jedoch, beim Heraufklettern hätte sie Schuhe und Strümpfe so wie so schon verdorben und könne ebenso gut weiter gehen. Sie schritten zusammen bergunter durch die Waldeshalle, bis zu einer kleinen, mit Manzanitagebüsch bestandenen Thalmulde, die das Hotel ihren Blicken verbarg, aber die Aussicht auf das Black-Spur-Gebirge frei ließ.

„Um wieviel Uhr ist Kitty denn abgefahren?" begann Barker eifrig, als sie halbwegs den Hügel hinunter waren.

Aber es kam keine Antwort. Frau Hornburg war eben auf den glatten Kiefernadeln ausgeglitten, und Barker mußte seine ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden, seine Gefährtin vor einem abermaligen Fall zu schützen, bis sie die Lichtung erreichten. Dann arbeiteten sie sich durch das Manzanita-Dickicht, wateten bis an die Knie in hohem Farrengestrüpp und kamen endlich, einander bei der Hand haltend, keuchend und athemlos vor der Quelle an.

Barker hatte mit der begeisterten Beschreibung nicht zu viel von seinem Lieblingsplatz gesagt. Aus der Vertiefung eines Felsvorsprunges sickerte die überströmende Quelle durch niederes Erlengebüsch und floß dann zwischen schlanken Weiden am Bergabhang hinunter, so daß sie vom Thal aus gesehen einer grünen Furche glich. Dunkle Kiefern bildeten über ihr ein Schattendach aus dicht verschlungenen Aesten und strömten würzige Düfte aus, während auf dem ganzen Bergrücken die heiße Sonne brütete. In der Mitte der Thalmulde zogen lange, saftige Gräser und blühendes Schilf ihren Zauberkreis um ein rundes Becken, das durch ein leise murmelndes, unsichtbares Bächlein immer wieder gefüllt ward. Sein Wasser mußte wohl aus der weißen Quarzhöhle herabträufeln, die sich wie eine Ader an der Seite des Berges öffnete. Dann und wann zischten die Schatten leichtbeschwingter Vögel über das Becken, es raschelte im Rohr, sonst vernahm man keinen Laut. Die Natur schien zu athmen, und doch herrschte tiefe Stille in dieser Einsamkeit; nur der Himmel schaute in das Versteck und die endlose Ferne.

Auf einem Teppich von zarten Schlingpflanzen, der den schwammig weichen Boden überzog, schritten sie weiter bis zu dem offenen Platz vor dem Wasserbecken, welcher über und über mit verwitterter Baumrinde bedeckt war. Als sie sich hier niedergesetzt hatten, machte Frau Hornburg ihren Sonnenschirm zu und legte ihn beiseite, dann nahm sie den Hut vom Kopfe, steckte die Nadeln, mit denen er befestigt gewesen, hinein und reichte ihn Barker, der ihn auf einen hohen Rohrstengel hing, wo er während dieser ganzen denkwürdigen Unterredung wie eine Blume hin und her schwankte. Nachdem sie noch ihre Handschuhe ausgezogen hatte, schlürfte sie lächelnd und dankbar einen Trunk frischen Quellwassers, den ihr Barker in dem grünen Kelchblatt einer Lilie brachte. Sie sah aus wie das Bild der Glückseligkeit — und zerfloß doch plötzlich in Thränen.

Barker war überrascht, erschreckt, außer sich vor Bestürzung. Frau Hornburg weinte! Sie, die stolze, stets ruhige und gefaßte Weltdame mit dem scharfen Urtheil, dem spöttischen Lächeln — sie schwamm in Thränen! Andere Frauen mochten weinen — Kitty hatte er oft weinen gesehen — aber Frau Hornburg! — Und doch, da saß sie und schluchzte wie ein Schulmädchen; ihre schönen Schultern hoben und senkten sich, und wirkliche Zähren tropften durch ihre schmalen, weißen Finger auf das zarte Spitzentaschentuch, welches sie plötzlich in den Händen hielt. Dabei glänzten ihre wundervollen Augen noch tausend Mal schöner, wenn die funkelnden Perlen an ihren Wimpern hingen und sie überflossen, wie das klare Becken vor ihnen.

„Geben Sie nicht Acht darauf", murmelte sie unter Thränen. „Ich weiß, es ist sehr thöricht. Ich muß wohl nervös und angegriffen sein. Aber es wird gleich vorüber gehen; mir ist schon besser zu Muthe. Bitte, kümmern Sie sich gar nicht um mich."

Aber Barker war ihr schon näher gerückt und versuchte, nach echter Männerart, ihr das Taschentuch fortzunehmen, offenbar in dem festen Glauben, daß ihre Thränen dann versiegen würden. „So sagen Sie mir doch, was Ihnen fehlt, bitte, bitte, Frau Hornburg", flehte er auf seine knabenhafte Weise. „Sprechen Sie nur ein Wort. Kann ich etwas für Sie thun? O sagen Sie es mir doch!"

Es war ihm gelungen, das Tuch so weit zu entfernen, daß er ihre nassen Augen sehen konnte, in denen ein schwaches Lächeln aufblitzte, wie wenn die Sonne durch den Regen scheint. Sie verdüsterten sich wieder, doch flossen keine Thränen mehr, nur ein leises Schluchzen war vernehmbar und sie bedeckte ihr vom Weinen gerötheres Antlitz mit den Händen.

„Ich wollte mit Ihnen über Kitty reden", stammelte sie, „aber ich bin eine Thörin und ein schwaches Weib. Mein eigenes Loos und mein Kummer kamen mir in den Sinn, während ich nur an Sie und an Kitty denken sollte."

„Reden wir nicht mehr von Kitty", rief Barker leidenschaftlich. „Jetzt handelt es sich um Sie selbst und Ihren Gram. Ich bin ein Barbar, daß ich Sie in solchem Moment mit den Angelegenheiten meiner Frau gequält habe. Sie dürfen mir kein Wort mehr von ihr sagen, bis ich weiß, was Ihnen so bitteren Kummer bereitet." Er meinte es ganz im Ernst. Was waren Kitty's oberflächliche Thränen, die sie vielleicht über den Verlust ihres Geldes vergoß, gegen den tiefen Seelenschmerz einer solchen Frau? „Bitte, liebe Frau Hornburg", fuhr er eifrig fort, „sehen Sie jetzt in mir nicht Kitty's Gatten, sondern Ihren wahren Freund. Jawohl, Ihren besten und treuesten Freund, dem Sie alle Ihre Kümmernisse anvertrauen dürfen."

„Wollen Sie wirklich mein Freund sein?" fragte sie hastig und ergriff seine Hand; „mein bester und treuester Freund? Und werden Sie mich auch nicht hassen und von sich stoßen, wenn ich Ihnen nun Alles offen bekenne?"

Barker fühlte wieder wie an jenem Abend, daß bei der Berührung ihrer warmen Hand sein ganzes Inneres erbebte; doch diesmal war er darauf vorbereitet und erwiderte den Händedruck und die Sprache ihrer Augen. „Ich will Ihr Freund sein!" sagte er in athemloser Spannung; „glauben Sie mir, ich bin Ihr Freund."

Sie entzog ihm ihre Hand, fuhr sich damit über die Augen und biß sich auf die Lippen. Gleich darauf griff sie aber wieder nach seiner Rechten, die sie festhielt, als fürchtete sie, er könne ihr entfliehen. Dann sprach sie langsam und ohne ihn anzusehen: „Ich habe Sie gestern Abend belogen, als ich sagte, ich sei mit Kitty nach Boonville gekommen. Allein und heimlich bin ich dorthin gegangen, um mit dem Mann zusammenzutreffen, der mein Gatte ist."

„Ihr Gatte!" rief Barker überrascht. Er hatte wie alle Uebrigen geglaubt, es bestehe schon seit Jahren keinerlei Verbindung mehr zwischen den Beiden. So groß war aber der Antheil, den er an ihr nahm, daß er ganz übersah, wie unerklärlich dadurch die Anwesenheit seiner Frau in Boonville wurde.

„Ja, mein Gatte", fuhr Frau Hornburg in ihrem bitteren Selbstbekenntniß fort. „Ich ging zu ihm, um ihn durch Geld oder Bitten zu bewegen, mich mein Kind wiedersehen zu lassen. Jawohl, mein Kind!" rief sie leidenschaftlich und hielt seine Hand um so fester; „denn ich habe gelogen, als ich Ihnen damals sagte, ich hätte keines. Ich habe ein Kind gehabt, und zwar eins, das ich bei seiner Geburt nicht öffentlich anzuerkennen wagte."

Sie schwieg athemlos und sah ihn so starr und durchdringend an, als wollte sie den Gedanken, der jetzt folgen mußte, aus seinem Hirn tilgen. Er aber rückte nur dichter an sie heran, legte ihr den Arm um die Schulter, als sei er ihr natürlicher Beschützer, und sah auf ihr gebeugtes Haupt herab. Es lag eine gewisse Würde in seinem Wesen, als ihm die Augen jetzt vor Mitleid überflossen, während er murmelte: „Armes, armes Kind!"

Frau Hornburg brach wieder in Thränen aus; dann wandte sie unwillkürlich das Gesicht halb nach ihm hin und erzählte ihm Alles, was zwischen ihr und ihrem Gatten vorgegangen war, sogar Dinge, von denen sie nur andeutungsweise geredet hatten. Ihr war, als könne sie jetzt die entsetzlichen Erinnerungen in Worte kleiden, welche letzte Nacht auf sie eingestürmt waren, nachdem ihr Mann sie verlassen hatte. Sie verschwieg nichts, sie beschönigte nichts; an manchen Stellen des Bekenntnisses hörten ihre Thränen auf zu fließen und es lag eine grausame Härte, eine unerbittliche Strenge in ihrer Stimme und ihrem Wesen, als hätte sie es sich zur Buße auferlegt, ihre ganze Seele vor ihm zu enthüllen, und fände eine herbe Befriedigung darin.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.